

ELISABETH VON SCHÖNAU: Werke. Eingeleitet, komm. u. übers. v. PETER DINZELBACHER. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2006. 188 S., 4 Abb. Geb. € 29,90.

Die Visionen der Elisabeth von Schönau sind bis heute von denen ihrer älteren Zeitgenossin Hildegard von Bingen überschattet. Elisabeths literarische Hinterlassenschaft – die Berichte über ihre visionären Erfahrungen und ihre Briefe – reicht bei weitem nicht an die gedankliche Dichte und theologische Tiefe der Werke Hildegards heran. Gleichwohl wurden ihre Äußerungen wie diejenigen Hildegards von den gebildeten Menschen des 12. Jahrhunderts als authentische Botschaften Gottes verstanden. Es ist deshalb sehr verdienstvoll, wenn mit der vorliegenden Übersetzung einem weiteren Kreis historisch und theologisch interessierter Leser ein Zugang zu der Mentalität und Vorstellungswelt des Hochmittelalters eröffnet wird. Da bislang keine neuere kritische Ausgabe der Werke Elisabeths vorliegt (sie wurde schon vor Jahren für das CCCM angekündigt), folgt der Übersetzer dem lateinischen Text der 1884 (2. Aufl. 1886) von F.W.E. Roth publizierten Edition. (Das Schönauer Originalmanuskript, das mit anderen Beständen der Hessischen Landesbibliothek Wiesbaden während des Zweiten Weltkriegs in Dresden ausgelagert war, verschwand ebenso wie der Codex von Hildegards »Scivias« in den letzten Kriegstagen und befindet sich wahrscheinlich in Russland.)

In seiner instruktiven Einleitung betont Dinzelbacher, dass Elisabeth, im Gegensatz zu Mechthild von Magdeburg und anderen Klosterfrauen des späten 13. Jahrhunderts, noch nicht als Mystikerin im Vollsinn des Wortes bezeichnet werden kann: sie berichtet weder von einer mystischen Vereinigung mit Gott, noch deutet sie eine individuelle Liebesbeziehung zu Jesus an. Vielmehr versteht sie sich ähnlich wie Hildegard (und die alttestamentlichen Propheten) als »Sprachrohr der Botschaften der Gottheit«. Was Hildegard betrifft, so ist es meines Erachtens fraglich, ob man den Mystik-Begriff so einengen kann, dass sie nicht mehr darunter fällt. (Vgl. dazu meinen Essay: Erwägungen zur Mystik des Hochmittelalters, in: RJKG 14, 1995, 257–264; ebd. 262, und: Frauen des Mittelalters, Köln u.a. 2000, 116). Im Gegensatz zu dem von Dinzelbacher in anderen Werken entwickelten und begründeten Mystik-Begriff spricht man etwa in der griechischen Philologie von Mystik, wenn ein Denker oder Dichter (z.B. Parmenides, Empedokles) von seiner transzendenten Erfahrung berichtet.

Neben den Aufzeichnungen ihrer visionären Erlebnisse und ihrer Kontakte mit Personen aus der jenseitigen Welt, die teilweise groteske Züge annehmen, ist Elisabeth berühmt geworden durch die »historische« Ausgestaltung des phantastischen Mythos von der heiligen Ursula und dem Heer ihrer 11000 Jungfrauen. Sie »identifizierte« die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf einem römischen Friedhof in Köln gefundenen Gebeine und ordnete sie einzelnen Märtyrern zu, deren Geschichte ihr auf visionärem Wege offenbart wurde. Dinzelbacher bemerkt dazu: »Es besteht kein Zweifel daran, daß sie in ihren Ekstasen tatsächlich das schaute und hörte, was man von ihr erwartete, und daß sie demnach selbst davon überzeugt war, die Reliquien guten Gewissens authentisieren zu dürfen« (Einleitung, S. XIII).

Unbeschadet der persönlichen Überzeugung Elisabeths von Schönau wird man aber doch sagen dürfen, dass es sich bei den Ursula-Geschichten um einen gigantischen Schwindel handelt. Als Elisabeth 1584 (ohne vorausgegangene Kanonisation) in das von Gregor XIII. autorisierte Martyrologium aufgenommen wurde (»Schonaugiae S. Elisabeth virginis, monasticae vitae observantia celebris«), wurde die Erwähnung ihrer Ursula-Offenbarungen mit Absicht vermieden, weil ihr Bericht über das Martyrium der heiligen Ursula und der 11000 Jungfrauen für gänzlich unglaubwürdig gehalten wurde: »Ubi hoc prudenter factum, quod omnia sit mentio revelationum, de quibus (ob illa praesertim, quae de S. Ursulae martyrio lib. IV. leguntur, nulla prorsus fide digna merito dubitabatur« (MPL 195,116).

Als während des Pontifikats Pauls VI. der Spätationalismus das römische Lehramt erreicht hatte, wurde Ursula mit anderen »unhistorischen« Heiligen, wie dem im Mittelalter ebenfalls hochverehrten Christoph, 1969 aus dem offiziellen Heiligenverzeichnis, dem *Calendarium Romanum* gestrichen (vgl. AAS 61, 1969, 225; Ritenkongregation. Der Römische Kalender, Trier 1969). Ihre Legende hat aber doch wohl einen historischen Kern, dessen ältestes Denkmal die berühmte Clematius-Inschrift (4./5. Jahrhundert) im Chor der St. Ursula-Kirche zu Köln ist; s. dazu: Wilhelm Levison, Das Werden der Ursula-Legende, in: Bonner Jahrbücher 132, 1927, 1–164; ebd. 2–25; vgl. ferner: Guy de Tervarent: La Légende de Sainte Ursule dans la littérature et l'art du moyen

âge, 2 Bde., Paris 1931; Ursula Rautenberg, Art. Ursula und die elftausend Jungfrauen, in: Verfasserlexikon 10, 1996, 131–139. Dinzelbachers hervorragende Arbeit wird gewiss die historische Forschung und das Interesse an der mittelalterlichen Religionsgeschichte fördern. *Helmut Feld*

KURT OTTO SEIDEL: Die St. Georgener Predigten. Untersuchungen zur Überlieferungs- und Textgeschichte (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, Bd. 121). Tübingen: Max Niemeyer 2003. 369 S., 4 s/w Abb. Geb. € 46,-.

Die St. Georgener Predigten, eine Sammlung von 39 Texten, zählen neben den Predigten Bertholds von Regensburg und den Schwarzwälder Predigten zu den drei wichtigsten Sammlungen volkssprachlicher Predigttexte aus dem 13. Jahrhundert. Die Zusammenstellung enthält Schriften verschiedener Art und Form, aufgrund der unscharfen Gattungsgrenzen zwischen Predigt, Traktat, Gebet, Beichtlehre und Autoritätenexzerpt sind diese kaum eindeutig klassifizierbar. Da aber die Zeitgenossen die Texte meist einheitlich als ›predig‹ bzw. ›sermon‹ bezeichneten, darf man an dieser Gattungsbezeichnung wohl auch heute noch mit Recht festhalten. Dagegen hat die Forschung seit Längerem herausgearbeitet, dass die Kompilation nicht im Kloster St. Georgen entstanden ist, denn die namengebende und heute in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe aufbewahrte Handschrift kam erst im 17. Jahrhundert in das Schwarzwaldkloster.

Kurt Otto Seidel legt in der 2003 erschienenen, geringfügig überarbeiteten Fassung seiner Bielefelder Habilitationsschrift von 1994 neue Untersuchungen zur Überlieferungs- und Textgeschichte der Sankt Georgener Predigten vor. Er wendet dabei die inzwischen bewährte Überlieferungsgeschichtliche Methode der Würzburger Schule an, analysiert den Text also im Kontext seiner handschriftlichen Überlieferung. Dieser Ansatz ist besonders geeignet für den Texttyp der spätmittelalterlichen Predigt und der mit ihr verwandten Gattungen, denn diese unfesten Texte lassen sich durch die Beschreibung der oft zahlreichen Fassungen und des in hohem Maß individuellen Charakters jedes Überlieferungsträgers am adäquatesten fassen. Den ersten Teil, der knapp die Hälfte der Studie ausmacht, bildet die Beschreibung der handschriftlichen Überlieferung der Sankt Georgener Predigten, geordnet nach 29 Handschriften, fünf Fragmenten und der Streuüberlieferung, also der Einzelüberlieferung von Predigten oder ihrer Verwendung als Bestandteil anderer Texte. In einem zweiten kürzeren Abschnitt ordnet der Verfasser das erschlossene Material und arbeitet die Zweige der Überlieferung sowie die Fassungen der Sammlung heraus. In einem letzten wieder umfassenderen Teil beschreibt Seidel Grundzüge der Textgeschichte. Dabei legt er einen besonderen Akzent auf die Frühgeschichte der Sammlung vor 1300, zeichnet dann die Ausbreitung der Sammlung im 14. und 15. Jahrhundert nach. Etwas knapp werden am Ende Verfahren der Textbearbeitung wie Kompilation oder Bearbeitung untersucht.

Die Analyse der Sankt Georgener Predigten im Kontext ihrer handschriftlichen Überlieferung durch Seidel führt nicht zu einer grundsätzlichen Neubewertung der Predigtsammlung, aber viele der bisherigen Forschungsthesen werden auf eine nun gesicherte Grundlage gestellt: Ein Redaktor oder eine eng zusammenarbeitende Redaktorengruppe erstellte die Sammlung im nördlichen alemannischen Sprachraum, also im heute nordbadischen Oberrheingebiet. Die Zusammenstellung geschah im zisterziensischen Umfeld, Seidel will auch ein benediktinisches Milieu nicht völlig ausschließen. Der Verfasser betont die originäre Leistung des oder der Redaktoren, eine lateinische oder volkssprachliche Vorlage sei nicht anzunehmen. Seidel setzt die Entstehung der Kompilation in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts. Die Sankt Georgener Predigten sind keine Sammlung von Musterpredigten, sondern ein Predigtlesebuch: Die Predigten wurden als Lesetexte konzipiert, um sie als klösterliches Vorlesebuch oder für die individuelle Lektüre zur persönlichen Erbauung und Meditation nutzen zu können. Konzipiert wurde die Sammlung im Rahmen der ›curia monialium‹ in Frauenklöstern, auch die spätere Rezeption ist weitgehend auf das klösterliche Milieu bezogen. Verbreitet waren die Sankt Georgener Predigten im gesamten deutschen und niederländischen Sprachraum mit einem Schwerpunkt entlang des Rheins. Besonders populär war die Predigtsammlung wie andere Texte dieser Art während der Devotia moderna und der Klosterreform des 15. Jahrhunderts. Die Rezeption brach um 1500 ab, die Predigten wurden nicht gedruckt. Mit diesen Schlussfolgerungen Seidels entsteht freilich kein grundlegend neues Bild der Entstehung und Rezeption der Sankt Georgener Predigten, die akribische Untersuchung und Darstel-